

Aus den jungen Jahren eines Kaufmanns [Fortsetzung]

Autor(en): **Treumund, Ewald**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art
und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 41

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646801>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

fentlichkeit. Viele davon sind in Privatitz übergegangen. Zu den Eigenschaften, die seine Radierungen auszeichnen, gefällt sich bei den Malereien eine intensive Farbgebung und ein reicher Stimmungsgelbst.

Ungemein reich war schon Hans Eggimanns Schaffen; noch sehr vieles werden wir ihm zu verdanken haben. Denn seine Fantasie schöpft aus dem Leben, aus dem Tag und aus der Natur, aus diesen ewig frischsprudelnden, nie versagenden Quellen, die jedem ein Jungbrunnen sind, der ihnen lauscht.
Hedwig Correvon.

Aus den jungen Jahren eines Kaufmanns.

Von Ewald Treumund. (Fortsetzung.)

Das Bureaufräulein.

Die Wärme, die ich vom ersten Augenblick an für meine Arbeitsgenossin empfand, entfachte sich nach Wochen engen Zusammenlebens zu einem Feuerlein. Klein noch und leise geschürt, denn ich verhielt brav meine vollen Baden, die gerne ungestüm dreingeblassen hätten. Aber auch das schwächste Züglein von ihrer Seite hätte es plötzlich auflodern lassen. — Doch es blieb dort windstill. Immer sonnig und heiter, Tag für Tag, war der Liebreiz des Mädchens um mich. Harmlos scheinbar und unbefangen, sah die sympathische, junge Bureaulistin dem jungen Prinzipal gegenüber am schmalbrüchtigen Schreibpult. Tagelang ungestört, zu zweit. Das mir mit rascher Auffassung vom Munde, was ich ihr diktierte und wunderte sich mit großen Sternen, wenn einmal meine Satzfolge mit ihrer emigen Niederschrift nicht Schritt hielt. Derweil ich stockte, punktierte sie mit gefüllter Feder allerlei Zufallsfiguren auf das Fließblatt. Und wußte nicht, daß ich ihretwegen den Faden verlor! Daß meine Gedanken den Augen folgten, die ich selbstvergessen auf der Schreiberin ruhen ließ...!

Wie hübsch sie war! Wie klassisch schön sich die gerade, feine Nase in die tiefen Augenwinkel fügte, die im Schatten langer, seidener Wimpern einen Himmel voll Verheißung bargen...!

Wenn ich nur verstanden hätte, Seelenleben zu erforschen! Dann würde ich sicher zuerst die Augen meiner Angebeteten auf ihre Atmosphäre untersucht haben. Wieviel weniger Wärme strahlten sie wohl auf den Briefträger aus als auf den forschen Einzüger der Wechselbank? Und wieviel mehr auf mich, als auf den schönen Herrn Schmidt, der, seit ich ein Bureaufräulein beschäftigte, mehr bei mir zu tun hatte, als er an mir verdiente! —

Dieser Herr Schmidt staß mich. Nicht weil er schön war. Bei mir fand die geschniegelte, pomadisierte Unmännlichkeit keinen Anklang! Aber weil er auf meinem stillen Werbegang neben mir herlief und mich gelegentlich ellenbogte...!

Nach einer gewissen Zeit, das heißt, nachdem es schon so weit war, daß ich mit meinem Fräulein irgend eine fingierte Verifikation vornahm, — nur um sie wieder einmal recht ausgiebig anschauen zu können, da verlangte meine Unruhe nach einem Ausbruch.

Wo ich bisher ängstlich ausgewichen war, wollte ich dreist fragen: „Was halten Sie von Herrn Schmidt?“...!

Ich stand am Warentisch und sie schaffte neben mir am Musterbuch, indem sie eine Serie neuer Zeichnungen numerierte.

Mit geheucheltm Interesse schaute ich ihr eine stille Weile zu.

„Die Entwürfe Schmidts sind wirklich genial! ... Ausgezeichnete, originelle Effekte! ... Ich beneide den Mann um sein Talent. ... Der bringt es sicher noch weit im Leben...!“

Sie reagierte nicht auf mein Lob für den schönen Zeichner. Vielleicht glaubte sie sich zu verraten, wenn sie aus sich heraus ging und meine Ehrenmeldung unterstrich.

Jedenfalls lenkte sie gerne auf einen Zahlenverschrieb ab, der ihr just passierte und sie vollauf zu beschäftigen schien.

Aber sie tat nicht nervös. Ihre wohlgeformte und wohlgepflegte, mit einem Kettenringlein geschmückte kleine Hand handierte sorgsam mit der scharfen Radierklinge, um den Fehler im Buche auszumerzen, — und damit auch meinen dünnen Anknüpfungsfaden für einmal abzuschneiden... Denn, mit der dreisten Frage war es nichts! Ich versagte, als mir das Herz in den Hals hüpfte...!

Dann aber kam's auf einmal wie eine Explosion: „Gefällt Ihnen Herr Schmidt?“

„... „Nein!“

„Warum nicht?“

„Ich weiß es nicht. — Ich mag ihn nicht!“

„Ja,“ — und meine Liebesnot tat einen Satz über das ihr lose hingehaltene Seil — „ja, mögen Sie mich denn besser als Herrn Schmidt?“

„Das will ich meinen...!“

Heraus war's! Impulsiv, lebhaft, fast stürmisch kam die freudige Aeußerung aus dem reizenden Mund. Doch ebenso schnell sprang die Verlegenheit dem Mädchen ins Gesicht und malte es bis unter die Halskräuseln mit lodendem Purpur. Ich bekam davon einen Abglanz. Die Unbeholfenheit meiner ersten, scheuen Liebestour stellte mir ein Bein... Andererseits aber peitschte mich die innere Erregung dem Glück in die Arme.

So flugs lag ich indessen meinem Bureaufräulein nicht am Herzen. Erst griff ich ritterlich nach ihrem willfährigen, feingliederigen, weichen Batäschchen und drückte meine Ehrlichkeit und meinen herzlichen Dank hinein. Ordnete dann liebevoll ein widerpenstiges Bößchen unter das rosige Ohrläppchen, streichelte zärtlich ein Stäubchen von ihrer runden Achsel und flötete dazu die alte Liebesmelodei...!

Sachte, ganz sachte, drängte ich das Liebchen aus der gefährlichen Türlicht in einen verschwiegene Erkerwinkel und fieberte mit heißen Lippen nach einer Versiegelung des Kontaktes.

Eine runde, schwere Perle tropfte an ihrem dunkeln, erschrockenen Auge, als wir wieder „offiziell“ nebeneinander am Arbeitstische standen. Sie war erregt. Freute sich und bangte zugleich. Fast etwas wie eine Ernüchterung trauelte auch an meinem Herzen, als ich den Preis meiner Werbung in der Hand hielt.

Nicht, daß ich ihn zurückgegeben hätte. Aber ich ließ das Glück nicht gerne auf die Straße. Ich wollte es ganz für mich allein, bei mir eingeschlossen haben. Jetzt gab es eine lange Folge Aufregungen und wohl viel Widerwärtigkeiten...!

Da war doch ein „Schwiegervater“, der mich auf Seele und Beutel röntgen würde, bevor er mir seine Tochter gab. Sicher half mir keine noch so reservierte Prinzipalswürde über den Renditennachweis hinaus! —

Und dann sprach wohl der Argwohn von Mutter und Schwestern mit und die Kritik ihres hochnasigen Bruders, dem ich vielleicht ebensowenig grün war, als er mir. Ich kannte ihn nur vom sehen und mochte den Kerl nicht leiden!

Allerlei nähere und fernere Verwandte und gute Freunde würden „wohlmeinend“ mitreden...!

Sollten wir da nicht noch eine Weile verheimlichen, was uns heute erblüht war?

Wie pridelnd mußte jeder neue Tag für uns aufstehen, solange niemand um unsern Herzensbund wußte, — solange Ahnungslose unserer Kleinlichkeit breit den Rücken fehrten!

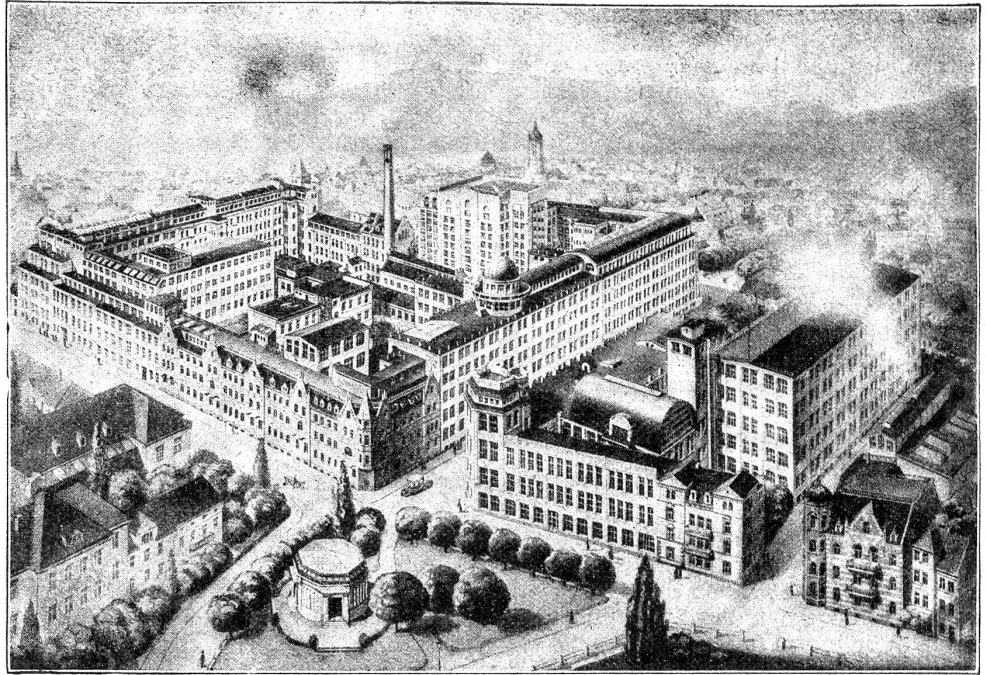
Wir haben das stille Glück denn auch wirklich noch lange Sommerwochen hinter hohen Mauern gepflegt. Dabei hat das brave Mädchen den von ihm peinlich aufgestellten Vertrag konsequent durchgeführt:

Es duzte mich nicht.

Es beschränkte meine Zärtlichkeit.

Das weltberühmte Carl Zeiss-Werk in Jena in seiner heutigen Ausdehnung.

Das durch seine vortrefflichen optischen Instrumente wie Ferngläser, Mikroskope, photographische Apparate etc. weltberühmt gewordene Carl Zeiss-Werk in Jena feierte unlängst sein 75jähriges Bestehen. Carl Zeiss, geb. 1816, gründete 1846 in Jena eine optische Werkstatt, die bald durch ihre vortrefflichen Mikroskope großen Ruf gewann und einen raschen Aufschwung nahm. 1866 verband sich Zeiss mit dem hervorragenden Optiker Prof. Dr. Ernst Abbe, um mit der Wissenschaft in engerer Fühlung zu sein. Nach dem Tode Carl Zeiss' und nachdem dessen Sohn aus dem Geschäft ausgetreten war, stellte Abbe, der 1875 Mitinhaber geworden war, das Unternehmen in den Besitz der von ihm 1889 gegründeten Carl Zeiss-Stiftung. Das Werk machte durch seine sozialen und humanitären Einrichtungen viel von sich reden. Es ging den andern großen industriellen Etablissements in Deutschland in der leiblichen und geistigen Fürsorge für die Arbeiter und Angestellten mit gutem Beispiele voran. Es stellt mit seinen Arbeiter- und Angestellten-Wohnkolonien, zu denen ein prächtig eingerichtetes Volkshaus gehört, und mit all seinen Versicherungs- und Versorgungseinrichtungen einen geschlossenen Sozialstaat im Kleinen dar. Im Vordergrund unserer Abbildung steht der Gedächtnistempel für Abbe, vom berühmten Architekten J. van de Velde entworfen, mit der Marmorherme Ernst Abbes von Max Klinger und den Reliefs von Constantin Meunier.



Es nahm — aber gab nicht.
 Ich empfand es oft als Kälte — und doch wärmte gerade die große Zurückhaltung meine lauern, idealen Gefühle immer mehr.
 Natürlich zeitigte unsere Heimlichkeit vielfach verfängliche Situationen.
 Ein unverbesserlicher Störefried war der Briefträger. Ich glaube, es war der erste, der etwas merkte. Aber er hatte uns gerne und stellte sich dumm.
 Einmal wurden wir um ein Haar von Schmidt erwischt.
 Ein früher, goldiger Feierabend lockte uns über das Stück gemeinsamen Heimweges hinaus, das wir oft in exakter, geschäftlicher Förmlichkeit, — wie es die strenge Sitte des Bieruhr-Klatsches vom Geschäftsherrn und seinem Bureaufräulein verlangt, — miteinander zurücklegten.
 Auf einjamem Pfad erstrebten wir, Hand in Hand, den Grat des Stadthügels, wo lauschige Plätzchen verbargen, aber auch weiten Ausblick auf etwa daherkommende, unerwünschte Bekannte boten. Ein morsches, von der Liebe mancher Generationen kreuz und quer verkerbtes Stellbänkchen bot uns Rast und fügte sich friedlich in unsere glückliche, veronnene Stimmung.
 (Schluß folgt.)

Zur Neuordnung des Alkoholwesens in der Schweiz.

I.

Nach einem kompetenten Urteil trinkt das Schweizer-volk das Fünffache an Alkohol über das unschädliche Maß hinaus. Herr alt Alkoholdirektor Milliet hat dieses Urteil gefällt; er ist kein Abstinenzist; aber er weiß, wo uns der Schuh drückt und darf es auch sagen.
 Auch Herr Bundesrat Musy, Chef des eidgenössischen Finanzdepartementes, ist nicht geschwornener Alkoholgegner. Aber auch er kommt zu einem ähnlichen pessimistischen Urteil über die Trinkleistung des Schweizer-volkes.

Herr Musy hat der Presse anlässlich der Konferenz vom 10. Mai 1922 in einem Vortrag die Gründe auseinandergesetzt, die ihn zu seinem Projekt der Neuordnung des Alkoholwesens geführt haben. Der Vortrag liegt im Druck vor; wir benutzen ihn bei den nachstehenden Ausführungen.

Was wir jährlich trinken und vertrinken.

Nach Musy trank das Schweizervolk pro Kopf im Jahr durchschnittlich 22,02 Liter absoluten Alkohol. Man weiß, was absoluter Alkohol ist. Er verteilt sich — sagen wir auf 100 Liter Bier, 100 Liter Wein, 100 Liter Most und so und so viel Liter Bundeschnaps und Liköre aller Art. Eine genaue Statistik des Alkoholkonsums gibt es nicht. Was die Statistik annähernd genau erfasst, das sind die Ein- und Ausfuhrzahlen; nur schätzungsweise kennt sie die Inlandproduktion von Wein und Bier und Schnaps; ganz approximativ sind die Zahlen für die Privatbrennerei. Halten wir fest, daß auf den Kopf des Schweizervolkes, Säuglinge, Frauen, Greise miteingerechnet, 22 Liter reiner Trinkalkohol entfallen.

Diese Zahl bezieht sich auf die Periode 1893—1912.

Herr Musy untersucht nun ganz besonders sorgfältig die Frage, ob der Alkoholkonsum seit dieser Epoche zu- oder abgenommen hat. Er stellt fest: Der Konsum von Wein hat seit 1884 pro Kopf der Bevölkerung eher abgenommen; dafür ist der Bierkonsum um mehr als das Doppelte gestiegen (die Vorkriegszeitproduktion ist heute bald wieder erreicht), und die Mostproduktion ist heute industrialisiert, das bedeutet selbstredend eine gewaltige Konsumvermehrung. Musy folgert für die vergorenen Getränke eine absolute Zunahme des Konsums seit 1884.

In einem noch viel schärferen Lichte zeigt sich der schweizerische Alkoholkonsum, wenn wir die Entwicklung der Brennerei in den letzten Jahren ins Auge fassen. Das Kartoffel- und Kornbrennen ist bekanntlich seit 1885 monopolisiert. Der jährliche Verkauf an Brennsprit durch die Alkoholverwaltung betrug vor dem Kriege zwischen 55,000 und 75,000 Meterzentnern; er fiel in den letzten Jahren gewaltig; 1921 betrug er nur mehr 16,000 Meterzentner.